

# Eröffnung des Symposions durch den Präsidenten der *Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften*, Dieter Simon

Frau Staatssekretärin!

Herr Botschafter!

Meine Damen und Herren!

Nur wenige von Ihnen werden Gelegenheit gehabt haben, als Beobachter an deutschen juristischen Staatsexamen teilzunehmen. Wäre das der Fall gewesen, dann könnten Sie aus eigener Erfahrung beglaubigen, daß es von den vielen großen Namen, die diese Akademie in ihren Registern führt, nur einen einzigen gibt, der mit größter Regelmäßigkeit, schon fast mechanisch, an diesen Orten des Leidens auftaucht: Charles de Secondat, baron de la Brède et de Montesquieu.

Wobei ich mich beeile hinzu zu setzen, daß der vollständige Name, selbst unter den Prüfern, weitgehend unbekannt sein dürfte.

Unsere Ikone der Gewaltenteilung heißt schlicht »Montesquieu«, und als solche muß sie immer dort zitiert werden, wo Juristen und andere über demokratische Prinzipien reden oder geprüft werden.

Wie sich die politische Realität zu den Ideen unseres, morgen vor 250 Jahren gestorbenen Mitgliedes verhält – dazu konnten Sie im *Spiegel* und in der *Zeit* in den letzten Tagen schon einiges lesen. Weiteres und Tieferes wird, wie ich vermute, von diesem Symposion beigetragen werden.

Im übrigen haben wir das Symposion organisiert, weil wir den Todestag als willkommenen Anlaß nahmen, um über die Gegenwartsbedeutung des großen Franzosen nachzudenken – und nicht etwa deshalb, weil wir für ein verdientes Mitglied ein Erinnerungszeichen setzen wollten.

Denn, das muß umstandslos eingeräumt werden: Unter dem Gesichtspunkt »engagiertes Mitglied« war Montesquieu zu seinen Lebzeiten für die Akademie nur von bescheidenem Gewinn.

Präsident Maupertuis, 1746 von Friedrich dem Großen berufen, schlug noch im gleichen Jahr Montesquieu für die Aufnahme in diese Akademie vor – sie hieß damals übrigens noch: *Académie Royale des Sciences et Belles-Lettres de Prusse*.

Montesquieu wurde (zum auswärtigen Mitglied) gewählt und bedankte sich mit zeitgemäßer Höflichkeit und leichtem Überschwang für die »grenzenlose Ehre«, die ihm mit dieser Wahl widerfahren sei.

Ich zitiere:

»Mein sehr lieber und berühmter Herr Kollege, [...]« – schreibt er an Maupertuis – »Ich könnte Ihnen nicht sagen, mit welchem Respekt, mit welchen Gefühlen der Erkenntlichkeit und, wenn ich das zu sagen wage, mit welcher Freude ich aus Ihrem Brief die Nachricht erfahre, daß die Akademie mir die Ehre erweist, mich zu einem ihrer Mitglieder zu ernennen. [...] Wenn Sie bei irgendeinem Gespräch mit dem König von meiner Erkenntlichkeit reden könnten und dies gelegen sein sollte, bitte ich Sie, das zu tun. Ich habe diesem großen Fürsten nur Bewunderung zu bieten, und auch darin habe ich nichts, was mich irgendwie von den anderen Menschen unterscheiden könnte.«<sup>1</sup>

Solche Formen gibt es heute – leider – nicht mehr. Was es aber – wiederum zu meinem Bedauern – immer noch gibt, ist eine Anschlußhaltung, die die eilig in Aussicht gestellte »Empfänglichkeit wie auch Erkenntlichkeit« unter raschem Vergessen sichtbar vergilben läßt.

Das soll heißen: Weder hat Montesquieu in den Jahren seiner auswärtigen Mitgliedschaft jemals eine wissenschaftliche Schrift eingesandt, noch hat er irgendwann einmal eine Reise nach Berlin unternommen.

Ob dafür, wie er selbst angab, sein Augenleiden verantwortlich war, das ihn fürchten ließ, überall hinzufallen, sich zu verletzen und niemanden, einschließlich des Königs von Preußen, zu erkennen, oder ob (wie Montesquieus Biograph behauptet) ihn die Absicht leitete, seine ganzen Kräfte und Fähigkeiten der Fertigstellung seiner Schrift *De l'Esprit des lois* zu widmen, kann man gewiß auf sich beruhen lassen, denn jede der beiden Rechtfertigungen bedürfte keiner Entschuldigung.

Jedenfalls hat die Akademie den, den sie in diesen Tagen feiert, niemals zu Gesicht bekommen. Das hat sie ihm aber schon seinerzeit nicht übel genommen.

Maupertuis, der am 5. Juni 1755 (wir würden heute sagen: am Leibniztag der Akademie) seine bekannte Gedenkrede (*Eloge de Monsieur de Montesquieu*) hielt, verteidigte nachdrücklich den seinerzeit vielfach kritisierten *Esprit des lois*:

»Ein ewiger Schandfleck für die Literatur bleibt die Vielzahl der gegen den *Esprit des lois* veröffentlichten Kritiken. Er wurde fast immer ungerecht, aber zuweilen auch unanständig angegriffen. [...] Herr de Montesquieu wurde zerrissen von jenen Geiern der Literatur, die ihren Unterhalt nicht mit ihren Produktionen sichern können und daher davon leben, was sie den Produktionen anderer entreißen [...].«<sup>2</sup>

In diese Tradition brauchen wir uns heute nicht mehr zu stellen. Der Jurist Montesquieu wird in der europäischen Welt der Gegenwart als universeller Geist gefeiert, der mit seinen Ideen Politik, Wissenschaft und Kultur der modernen Gesellschaften beeinflusst hat und dessen Werkrezeption seit einigen Jahren geradezu eine Renaissance erfährt.

Das Jahr 2005 wird demgemäß nicht nur ein *Einstein-Jahr*, sondern weltweit auch ein *Montesquieu-Jahr* werden; in Frankreich selbst wurden die Feierlichkeiten in den Rang von

1 Montesquieu: Brief an Pierre-Louis Moreau de Maupertuis vom 25. November 1746, S. 214 f.

2 Maupertuis, Pierre-Louis Moreau de: Herrn de Montesquieu zum Lobe, S. 213.

»Célébrations nationales« erhoben – aber entsprechende Aktivitäten werden auch in vielen west-, mittel- und osteuropäischen Ländern vorbereitet.

Sie alle gelten vorwiegend dem Werk des großen Gelehrten. Eine andere, die persönliche Seite, findet bedauerlicherweise in der Regel weder die nötige Aufmerksamkeit noch die gebührende Gefolgschaft – obwohl sie hier und heute jede Imitation verdiente.

Ich bediene mich wieder der Beschreibung von Maupertuis:

»Stets zu Sanftmut und Menschlichkeit neigend, fürchtete er Veränderungen, deren Folgen die größten Genies nicht immer absehen können. [...] Auf die Kleidung legte er sehr wenig Wert und verachtete alles, was über die Reinlichkeit hinausging; er trug nur die einfachsten Stoffe und ließ nie Gold oder Silber darauf anbringen. Dieselbe Einfachheit herrschte an seiner Tafel und in seiner gesamten restlichen Wirtschaft; und ungeachtet der Ausgaben, die ihn seine Reisen und das Leben in der großen Welt kosteten, seines schwachen Augenlichts und der Eindrücke aus seinen Reisen, hat er das dürftige Erbe seiner Vorfahren nicht angetastet, sich aber auch gescheut, es zu vermehren, und dies trotz aller Gelegenheiten, die sich ihm in einem Land und in einem Jahrhundert boten, wo dem geringsten Verdienst so viele Wege zu Vermögen offen stehen.«<sup>3</sup>

Vielleicht kann in unserem bunten Programm, das Ihnen vorliegt, jedenfalls dort, wo die Jugend sich des Erbes Montesquieus annimmt, auch dieser Gesichtspunkt ein wenig zum Tragen kommen.

Als Hausherr wünsche ich Ihnen jedenfalls Erfolg und einen vielfältigen Gewinn.

Frau Staatssekretärin – darf ich Sie um Ihr Grußwort bitten?

## Literatur

Maupertuis, Pierre-Louis Moreau de: Herrn de Montesquieu zum Lobe. In diesem Band, S. 203–217.

Montesquieu: Brief an Pierre-Louis Moreau de Maupertuis vom 25. November 1746. Zitiert in: Pierre-Louis Moreau de Maupertuis: Herrn de Montesquieu zum Lobe. In diesem Band, S. 214–215.

3 Ebenda, S. 216.

